

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Pilzkunde = Bulletin suisse de mycologie
Band: 48 (1970)
Heft: 11

Artikel: Soma : Gottespilz der Unsterblichkeit
Autor: Pilát, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-937428>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZERISCHE ZEITSCHRIFT FÜR PILZKUNDE BULLETIN SUISSE DE MYCOLOGIE

Offizielles Organ des Verbandes Schweizerischer Vereine für Pilzkunde und
der Vapko, Vereinigung der amtlichen Pilzkontrollorgane in der Schweiz
Organe officiel de l'Union des sociétés suisses de mycologie et de la Vapko,
association des organes officiels de contrôle des champignons de la Suisse

Redaktion: Julius Peter, Untere Plessurstraße 92, 7000 Chur. Druck und Verlag: Druckerei Benteli AG, 3018 Bern,
Telephon 031 55 44 33, Postcheck 30-321. Abonnementspreise: Schweiz Fr. 12.-, Ausland Fr. 14.-, Einzelnummer Fr. 1,30.

Für Vereinsmitglieder gratis. Insertionspreise: 1 Seite Fr. 200.-, 1/2 Seite Fr. 110.-, 1/4 Seite Fr. 60.-.

Adreßänderungen melden Vereinsvorstände bis zum 2. des Monats an Ernst Mosimann, Schloßstalden 16, 3076 Worb.

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne ausdrückliche Bewilligung der Redaktion verboten.

48. Jahrgang – 3018 Bern, 15. November 1970 – Heft 11

Soma – Gottespilz der Unsterblichkeit

Von A. Pilát, Prag

In seinem interessanten und herrlich ausgestatteten Buche weist der bekannte amerikanische Ethnomykologe R. Gordon Wasson¹ nach, daß die religiöse Droge, die unter dem Namen «Soma» von alten indischen Religionshymnen, unter dem Namen «Rigweda» bekannt, besungen wird, der rote Fliegenpilz (*Amanita muscaria*) ist, der seit alters her, besonders bei religiösen Zeremonien, als Rauschmittel verwendet wurde. Der Ursprung der göttlichen Verehrung der Soma ist uralte. Im zweiten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung wanderten von Norden her die Volksstämme der Arier in das heutige Afghanistan und in das Flußtal des Indus ein. Man weiß aber nur allgemein, daß sie von Norden her kamen, jedoch nicht genau, woher. Es war ein kämpferisches Volk, welches Pferdegespanne zu kriegerischen Zwecken verwendete, Getreide anbaute und Rinderzucht trieb. Aus seiner Ursprache entwickelte sich das Sanskrit (Sanskrt) und alle anderen indoeuropäischen Sprachen. Die Mythologie der Arier war sehr reich; sie verehrten zahlreiche Götter, die wichtigsten unter ihnen waren Indra, der Beherrscher des Blitzes, und Agni, der Feuergott, die sehr verehrt wurden. Unter den anderen Göttern war der Gott Soma besonders interessant, der zugleich Gott und zugleich Pflanze war, beziehungsweise eher ihr Saft, den die Priester zu verwenden und sich so in Ekstase zu versetzen pflegten.

Die Berichte über diesen Gott und diese Pflanze zugleich haben sich nur in religiösen Gesängen erhalten, die etwa 3000 Jahre alt sind. Im Verlaufe dieser überaus langen Zeit sind verschiedene Momente vergessen worden, welche die Rigweda in ihren Gesängen angibt, oder es wurde der Sinn mancher Worte anders ausgelegt. So ist das auch bei Soma der Fall, deren ursprüngliche Bedeutung in Vergessenheit geraten und in späteren Zeitabschnitten auf die verschiedensten

¹«Soma. Divine Mushroom of Immortality». Mouton, The Hague 1968. Pp. 381, 23 Farbtafeln. Preis § 200.-, oder hfl. 720.-.

Pflanzen mit mehr oder minder starker Rauschwirkung bezogen worden ist. Schließlich ist das nicht verwunderlich, denn die westlichen Gelehrten entdeckten Sanskrit und die Weda-Kultur erst etwa vor 200 Jahren, und diese Forschungen betrieben vor allem Philologen, keineswegs Botaniker oder Mykologen. In der Zeit, in welcher diese Gesänge geschaffen wurden, wußte jeder, wovon sie sprachen, und jedem war auch klar, was diese Soma ist, denn die Dichter beschrieben sie nirgends in den Hymnen im einzelnen. Weil aber in der Rigweda an vielen Stellen von Soma die Rede ist (es handelt sich um eine Gesamtheit von 1028 Gesängen), ist es möglich, sich eine annähernde Vorstellung dessen zu machen, was Soma eigentlich war. R. G. Wasson ist davon überzeugt, daß diese göttliche Droge der rote Fliegenpilz war, der seit den ältesten Zeiten dank seinem auffälligen Aussehen und seinen Rauschwirksamkeiten in den Gegenden, in denen er vorkommt, religiöse Bedeutung hatte.

Als die Arier aber in Gegenden übersiedelten, in denen dieser Pilz nicht wächst, vergaß man allmählich die ursprüngliche Bedeutung von Soma, so daß der Begriff entweder zum leeren Wort oder auf andere Pflanzen übertragen wurde. Dem Beweis, daß Soma *Amanita muscaria* ist, widmete R. G. Wasson das ganze, große Buch, von dem die Rede ist. Nur die zweite Abteilung, welche die nachwedische Geschichte von Soma behandelt, hat Dr. Wendy Doniger O'Flaherty verfaßt. Hier erfahren wir, daß man in späteren Zeiten vor allem *Sarcostemma brevistigma*, *Periploca aphylla* und *Ephedra vulgaris* für Soma hielt, daneben aber auch *Cocculus cordifolius*, *Vernonia anthelmintica*, *Calotropis gigantea*, *Cannabis sativa* und andere. Die genannten Pflanzen haben aber vor allem andere Eigenschaften als die in den heiligen Gesängen Soma zugeschriebenen.

Haoma, von der in der Avesta die Rede ist, dürfte wahrscheinlich mit der wedischen Soma identisch sein. Später allerdings bekam Haoma eine andere Bedeutung. Avesta ist die heilige Schrift der Religion des Zoroaster (Zarathustra), die auch heutzutage noch existiert. In der Zeitbestimmung der Entstehung der Avesta sind sich die Gelehrten jedoch noch nicht einig; die einen setzen das Leben Zoroasters ins zehnte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, andere rund um das Jahr 600 vor der Zeitrechnung. Auch wenn die Avesta eigene Aussprüche des großen Propheten enthalten mag, ist doch gewiß, daß wesentliche Teile später entstanden sind, weswegen sie nicht so zuverlässig ist wie die Rigweda.

Soma wuchs hoch in den Bergen, wie aus den Versen der Rigweda hervorgeht, unter denen wahrscheinlich der Hindukusch oder das Himalaja-Gebirge zu verstehen sind. Die Arier, später in den Tälern angesiedelt, kauften die Soma (den roten Fliegenpilz) und bezahlten sie teuer, ähnlich, wie sie die Bewohner der Küstenstriche Sibiriens teuer bezahlten. Im nördlichen Teil von Kamtschatka ist der Fliegenpilz nämlich selten. Die hier ansässigen Korjaken kauften die trockenen Fruchtkörper des Pilzes von den Kamtschadalen und zahlten, wie G. Kennat (1871) schreibt, für ein Exemplar Pelzwerk im Preise von zwanzig Dollar oder tauschten nach den Angaben von F. Ch. Schübeler (1886) einen Fruchtkörper für ein Renntier.

Aus den Rigweda-Versen geht hervor, daß Soma kein alkoholisches Getränk gewesen sein konnte und daß es auch nicht mit Hilfe von Gärung erzeugt worden ist, aber auch nicht auf dem Wege der Destillation, weil diese erst rund um das

Jahr 1100 unserer Zeitrechnung in Italien, vermutlich in Salerno, erfunden worden ist. Das Wort «al-co-hol» hat zwar arabischen Ursprung, bezeichnete aber etwas ganz anderes, das Destillat wurde in Europa lange Zeit als Aqua vitae bezeichnet, und diesen Ausdruck verwenden einige europäische Völker noch heutzutage.

Wasson beweist seine These, daß Soma mit dem roten Fliegenpilz identisch sei, auf Grund aller zugänglichen Quellen, unter ihnen vor allen der Rigweda und ihrer modernsten Übersetzungen (Renon, Geldner, Bhawe). Sanskrit ist zweifellos die Ursprache der indoeuropäischen Völker. Der indoiranische Zweig dieser Rasse (ehe sie zu den Orten übersiedelte, an denen sie heutzutage ansässig ist) stand in engster Tuchfühlung mit jener Rasse, die proto-fino-ugrisch sprach, von der die Rigweda einige Ausdrücke übernommen hatte. Solche übernommenen Worte finden sich aber in keiner anderen indoeuropäischen Sprache.

Daß die ursprüngliche Soma der rote Fliegenpilz war, dafür spricht einerseits die Verwendung des aus frischen oder getrockneten Fruchtkörpern ausgepreßten oder ausgekochten Saftes (aus den Pilzhüten), andererseits die Verwendung von Urin. Dies war die Gewohnheit der kleinen ugrofinischen Volksstämme im nördlichen Sibirien bis vor kurzem. Die ersten Nachrichten hierüber brachte P. J. von Strahlenberg nach Europa in einem Buche, das im Jahre 1730 in Stockholm erschienen war. Der Autor diente dreizehn Jahre als russischer Kriegsgefangener in Sibirien. Nach ihm bestätigten eine ganze Reihe von Reisenden diese Tatsache. Wasson zitiert in seinem Buche (S. 35–60) Rigweda-Verse (im Original und in der Übersetzung), in denen von den Eigenschaften der Soma die Rede ist. Zugleich vergleicht er sie mit denen des roten Fliegenpilzes und mit der Geschichte dieses Pilzes bei verschiedenen, vor allem nördlichen Völkern. Soweit es sich bei diesem Pilze um folkloristische und linguistische Fragen handelt, schrieb er über sie im Buche «Mushrooms, Russia and History» (Pantheon Books, New York 1957), das er zusammen mit seiner Gattin Valentina Pawlowna verfaßt hat. (Dieses Buch ist ungewöhnlich selten, auch wenn es vor knappen dreizehn Jahren, also «vor kurzem», erschienen ist. So wurde auf einer Auktion in New York im Jahre 1968 ein Exemplar für 625 Dollar verkauft.)

In der dritten Abteilung des Buches mit der Überschrift «Nordasien und der rote Fliegenpilz» (S. 151–204) berichtet der Autor über die Mitteilungen der Forscher, Reisenden und Anthropologen über den roten Fliegenpilz und beschreibt die Gewohnheiten der dortigen Volksstämme, die diesen Pilz zu narkotischen Zwecken zu verwenden pflegen. I. I. Brehmen und Y. A. Sem, die in Wladiwostok leben, erklären in ihrer Abhandlung aus dem Jahre 1957, daß die in gegenwärtiger Zeit in Sibirien und im Fernen Osten lebenden kleinen Volksstämme keinerlei psychoaktive Drogen verwenden. Demgegenüber bemerkt Wasson, daß die Sowjetunion Fremden nicht gestattet, die kleinen Volksstämme Sibiriens und des Fernen Ostens zu besuchen. Wie erklärt wird, sei es nur möglich, sich mit diesen Volksstämmen in ihrer eigenen Sprache oder russisch zu verständigen, so daß die Berichte dieser Fremden, die diese Sprachen nicht beherrschen, nicht überzeugend sind.

Wie der größte Teil der Reisenden behauptet, verwenden die Schamanen zu Rauschzwecken getrocknete Fliegenpilzhüte. Die Fruchtkörper trocknen sie schnell an der Sonne oder über dem Feuer, und die Exsikkate verwenden sie das

ganze Jahr. Meistens weichen sie diese in Wasser ein, zerkochen sie und trinken die Flüssigkeit, oder vermischen sie mit Milch oder verschiedenen Fruchtsäften, weil der Saft an und für sich übel schmeckt und zum Erbrechen reizt. Wenn man nur eine geringe Menge der Droge verwendet, beispielsweise aus zwei Pilzhüten, kann man sich mit dieser Dosis nicht vergiften. Zugleich wird behauptet, daß die Fliegenpilznarkose humaner anmutet als der Alkoholrausch. Der von Fliegenpilzsaft Berauschte lächelt vor sich hin, schreit nicht laut umher, höchstens, daß er für sich ein bißchen vor sich herbrummelt, und er beträgt sich gesittet. Mit frischen Fruchtkörpern kann man sich eher vergiften, weil sie wirksamer sind. Darum verwenden die Korjaken, wie Sljunin behauptet, nur getrocknete Fruchtkörper. Demgegenüber schreibt Karjalainen, daß die Ostjaken des Irtyschgebietes drei bis sieben Pilzhüte, frisch oder getrocknet, verschlingen. So ist zu sehen, daß die Berichte der Forscher gar nicht einheitlich sind, die meisten aber geben an, daß die nordsibirischen Stämme den Fliegenpilz dem Wodka vorziehen, welchen die Russen schätzen. Der Genuß von Fliegenpilzen hat nach ihren Angaben keine schädlichen Folgen. Im Gegenteil behebt eine mäßige Dosis Fliegenpilz die Abgespanntheit, erhöht die menschliche Kraft und Ausdauer, wie beispielsweise Erman schreibt.

Es ist interessant, daß die tatsächlich tödlich giftigen Wulstlingsarten (*Amanita phalloides*, *A. verna* und *A. virosa*) niemals eine Rolle in der Kulturgeschichte der Menschheit gespielt haben. Ja, schließlich besitzt ein großer Teil der Sprachen für diese Pilze nicht einmal Volksbezeichnungen, ja selbst die Dorfbewohner kennen sie nicht. Berausende Stoffe hatten für die Menschheit stets größere Anziehungskraft als tötende Gifte.

Die Stoffe des Fliegenpilzes, welche den Rauschzustand bewirken, gehen rasch in den Urin über, so daß jemand, der den Urin eines Berauschten trinkt, ebenfalls in Rauschzustand gerät. So verhalten sich gewisse Eingeborene der Tschuktschen-Halbinsel (Tschukotka). Dies erfahren wir auch aus der Rigweda (IX, 744), wo es heißt, daß Priester Soma urinieren.

In Fällen, in denen der Genuß der Droge Magendrücken oder andere Unpäßlichkeiten hervorruft, kann man diese durch den Genuß zweier oder dreier Löffel Fett (Schweinefett, Walfischtran, Butter oder Öl) entfernen. Nach Sljunin wirkten auch ein Glas Wasser oder verdünnter Alkohol als Gegenmittel.

Über die Wirkstoffe aus dem roten Fliegenpilz verbreitet sich Wasson nicht im einzelnen und bemerkt nur, daß über sie in den letzten Jahren viel geschrieben worden ist. Nach C. H. Eugster, der die Arbeitsergebnisse in seiner Abhandlung «Über den Fliegenpilz» zusammenfaßte (1967), sind dies vor allem Ibotensäure und Muscimol, die auf das zentrale Nervensystem einwirken, weiter Muskazon und neben ihnen auch eine kleine Menge Muskarin, die insgesamt die Wirkstoffe dieses Pilzes sind.

In der dritten Abteilung, benannt «Europa und der rote Fliegenpilz» (S. 172–204), schreibt der Autor darüber, was für eine Beziehung die europäischen Völker zu den Pilzen im allgemeinen und zum roten Fliegenpilz im besonderen haben. Er unterstreicht die Tatsache, daß die Slawen, die Letten und Litauer und dann auch die Bewohner der Mittelmeerküsten von Majorka (Mallorca) und Katalonien bis in die Provence seit alters Pilze lieben und zu Genußzwecken sammeln. Demgegenüber gehören die germanischen Stämme, die Angelsachsen und Kelten seit

Urzeiten zu den Mykophoben. Er druckt auch Beispiele dichterischen Schaffens ab, die sich auf Pilze beziehen.

Im Norden wächst der rote Fliegenpilz geradezu ausschließlich unter Birken, mit denen er besonders gern Mykorrhiza zu bilden pflegt. Er lebt also in Gemeinschaft mit einem Baum, den seit alters nicht nur die Dichter ehrten, sondern der mit der religiösen Mystik der Nordvölker eng verwoben als Baum des Lebens galt. Für die primitiven Bewohner des hohen Nordens hatte die Birke aber auch vielseitige praktische Bedeutung. Davon ist zwar nur die Verwendung des Birkenwassers für die Haare in unseren Zeiten und die volksmedizinische Anwendung von Birken-saft für die sogenannte Blutreinigung, das heißt für diuretische Zwecke, übriggeblieben, aber die Schönheit dieses Baumes dauert weiter fort und wird nicht nur im Walde, sondern auch im Garten bewundert, die Maler benutzen ihn immer wieder als Modell, und ihre gutverkauften Bilder erweisen ihn als nützlich auch für die Kunst.

Im letzten Teile seines Werkes zitiert Wasson Stellen aus Literaturquellen, die sich auf den roten Fliegenpilz beziehen. Hier sind vor allem Quellen angegeben, die von diesem Pilz in Sibirien handeln (S. 233–338), im ganzen von 42 Autoren, größtenteils Reisenden, Naturwissenschaftlern und Ethnographen. Auf den Seiten 343–356 finden wir Expertisen aus fünf Büchern, die die myko-ethnographischen Probleme Skandinaviens behandeln. Das Buch endet mit einem Verzeichnis jener Rigweda-Verse (S. 359–360), die sich auf alle jene Fragen beziehen, von denen im Werk die Rede ist.

Wie Steller (1774) und später auch andere Reisende im nördlichen Sibirien und in Kamtschatka schreiben, verschlucken die Kamtschadalen die getrockneten Pilzhüte der Fliegenpilze in ganzen Stücken, ohne sie zu kauen, trinken darauf Wasser oder, nach Angaben von Langdorf (1809), den Saft der Rauschbeeren (*Vaccinium uliginosum*), die gleichfalls eine schwache Rauschwirkung haben. Manchmal benutzt man zu diesem Zwecke auch den Saft der Stengel des Wald-Weidenröschens (*Epilobium angustifolium* L.). In manchen Gegenden kauen die Frauen für ihre Gatten die Fliegenpilzexsikkate und formen nach der Durchfeuchtung aus ihnen Nudelzäpfchen, welche die Männer dann verschlucken. Wenn der Rauschzustand nachläßt, kann der Berauschte seine Ekstase dadurch verlängern, daß er seinen eigenen Urin trinkt, und das gegebenenfalls mehrere Male nacheinander. Auch die Renntiere fressen gern den roten Fliegenpilz, und auch bei ihnen tritt ein Rauschzustand ein, der manchmal mit einem so festen Schlaf endet, daß man das Tier mit Stricken fesseln und wegtragen konnte. Das Fleisch eines so berauschten Renntieres wirkt ebenfalls berauschend und ruft bei Leuten, die es genießen, eine solche Ekstase hervor, als ob sie den Fliegenpilz selbst genossen hätten. Jochelson berichtet, daß die Korjaken nur getrocknete Fruchtkörper genießen. Es ist möglich, ohne wesentliche Schädigung drei bis zehn Stücke zu essen, während drei frische Fruchtkörper den Menschen töten können. Wenn sich die Renntiere lange von Flechten ernähren, bekommen sie Appetit auf menschlichen Urin, der für sie eine Delikatesse zu sein scheint.

Der Rauschzustand nach Fliegenpilzen verläuft nach Bogoraz (1904) in drei Stadien. Im ersten stellt sich das Gefühl einer angenehmen Erregung ein. Die Geistesschärfe steigt, der Mensch besitzt gesteigerte Kraft, spürt keine Anstrengung, singt dabei und lächelt vor sich hin. Im zweiten Stadium hört der Be-

rauschte unbekannte Stimmen, sieht den Geist des Fliegenpilzes, unterhält sich mit ihm und sieht alle Gegenstände vergrößert, so daß er beispielsweise die Beine sehr hoch hebt, um einen kleinen Zweig zu überschreiten. Im dritten Stadium nimmt er seine Umgebung nicht mehr wahr, kriecht oder wälzt sich auf der Erde, manchmal zeigt er Zeichen der Verwirrung, sieht fremde Gesichter und Ähnliches. Dann folgt ein tiefer Schlaf, mehrere Stunden lang, aus dem man den Berauschten nicht wecken kann. Nach dem Erwachen fühlt er sich geschwächt, hat Kopfschmerzen, und gewöhnlich erbricht er. Die Berauschung kann bereits durch einen einzigen Fliegenpilz oder durch das Trinken des eigenen Urins erneuert werden.

In graphischer Hinsicht ist Wassons Buch ein erstklassiges Kunstwerk. Es ist eine der herrlichsten Publikationen mykologischen Inhaltes, die je veröffentlicht worden sind. Die graphische Ausstattung besorgte der bekannte italienische Graphiker Dr. Giovanni Mardersteig, den Druck führte (auf handgeschöpftem Papier der Firma Fratelli Magnini in Pescia) die Druckerei Valdonega in Verona (Italien) in 680 Druckexemplaren durch, die unmittelbar in der Druckpresse numeriert worden sind. Die Drucklegung war im Oktober 1968 beendet, aber das Buch gelangte erst im Frühjahr 1969 in den Verkauf. Der Preis entspricht der Ausführung, auch wenn die Summe von \$ 200.– sehr hoch erscheint.

R. Gordon Wasson, der Autor des Buches, wurde 1898 in Great Falls im Staate Montana (USA) geboren. Nach Beendigung seiner Studien unterrichtete er ein Jahr, wurde dann Journalist des Finanzwesens und wirkte schließlich zwanzig Jahre lang als Vizepräsident der Bank J.P. Morgan & Co. und des nachfolgenden Konzerns in der Wallstreet. Seine Gattin Valentina Pawlowna war Russin und aus Moskau gebürtig. Sie schätzte und sammelte gern Pilze und weckte so beim Gatten das Interesse für Mykologie, insbesondere für Ethnomykologie. Beide studierten diese Fragen gemeinsam und verfaßten das Buch «Mushrooms Russia and History», das 1957 erschien. Ein Jahr darauf starb sie, aber Wasson fuhr nach ihrem Tode mit unverminderter Energie in den weiteren Forschungen fort. In Mexiko studierte er Pilze mit narkotischer Wirksamkeit und veröffentlichte zusammen mit Professor Heim in Paris das Buch «Les Champignons hallucinogènes du Mexique» (1959). Dann begann er am Werke «Soma» zu arbeiten. Die Arbeit daran wurde durch seine Pensionierung 1963 beschleunigt.

Beitrag zum Studium der Milchlinge, Sektion *Dapetes*¹

Von Zd. Schaefer, Jablones n. N., ČSSR

In der Stirps *indigo* bildet den Typus *Lactarius indigo* Schweinitz; ein Pilz, der durch Gestalt und Größe dem *L. deliciosus* (L. ex Fr.) Gray ähnlich ist, aber blau gefärbt, später ins Grüne übergehend und mit blauer Milch. In Amerika ist diese Art nicht selten. Ein ähnlicher Pilz aus Italien, Provinz Ligurien, wurde von Voglino im Jahre 1894 als *L. violaceo-caeruleus* Vogl. beschrieben. Diesen Reizker betrachtete seinerzeit Rolf Singer (1942) als identisch mit *L. indigo* Schw.

¹ Fortsetzung von Heft 9/1970, Seite 106.

(Fortsetzung Seite 139)